

Interview mit General a.D. Dr. Günter Kießling

„Herr General, Sie haben am 11. März dieses Jahres hier in Dresden an der Offizierschule des Heeres in der Albertstadt-Kaserne, die „General-Kießling-Stiftung“ ins Leben gerufen. Mit der Wahl dieses Ortes nahmen Sie Bezug auf den Beginn Ihrer eigenen militärischen Laufbahn, eben an diesem Ort im Mai 1940.

Damals traten Sie als 14-jähriger in die wieder gegründete Unteroffiziersvorschule ein, an die sich mit Worten höchster Anerkennung, insbesondere über die Qualität Ihrer Erziehung und der Menschenführung äußerten. Als Stiftungszweck haben Sie in der Satzung ihrer Stiftung die Förderung der Erziehung und Bildung im Rahmen der militärischen Führerausbildung des deutschen Heeres genannt und die Absicht bekundet, der Pflege bundeswehreigener Tradition besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Dabei sollen auch Wissenschaft und Forschung auf dem Gebiet der Militärgeschichte gefördert werden.

Woran dachten Sie konkret, als Sie diese, notwendigerweise allgemein gehaltene Beschreibung des Stiftungszweckes formulierten?“

„Mir ging und geht es vor allen Dingen darum, die bundeswehreigene Tradition zu begründen und zu pflegen. Es ist in erster Linie eine Frage der Definition, was wir darunter verstehen. Sie ist abzugrenzen von dem, was in den Traditionserlassen steht, nämlich das Anknüpfen an die Scharnhorstschen Reformen seit 1807 und an den militärischen Widerstand gegen das NS-Regime, der sich ja vor allen Dingen in dem Gedenken an die Zusammenhänge mit der Erhebung vom 20. Juli 1944 bindet. Und diese bundeswehreigene Tradition zu definieren und darauf aufmerksam zu machen, das ist mein Bestreben.“

„Wenn man Ihren Vortrag vom 11. März nachliest, ist man beeindruckt darüber, wie positiv Sie die Ihnen zuteilgewordene Erziehung und Ausbildung an der Unteroffiziersvorschule des Jahres 1940 bewerten. Auch deshalb, weil sie im Widerspruch zu dem vorherrschenden Bild der Wehrmacht als einer Armee des Kommissbetriebes und der menschenverachtenden Schleiferei steht. Da sie mit ihrer Stiftung die bundeswehreigenen Traditionen fördern wollen, stellt sich die Frage, welche Aspekte der Traditionspflege ihnen besonders wichtig erscheinen. Was ist das bundeswehrspezifische – welche Abgrenzung halten Sie beispielsweise gegenüber der preußischen Tradition für geboten. Kurz – welcher Leitgedanke steht hinter dieser Stiftung?“

„Die Konzentration auf die bundeswehreigene Tradition setzt voraus, dass wir uns auf die überschaubare soldatische Gemeinschaft besinnen. Überschaubar sind aber nicht die Großverbände wie Divisionen und Brigaden, sondern es sind die Bataillone und Regimenter. Ich kritisiere, dass wir es durch unsere Personalführung und Organisation vernachlässigt haben, die Soldaten auf die Bataillone und Regimenter hin zu orientieren. Dabei müssen wir uns natürlich bewusst halten, dass bei der Aufstellung der Bundeswehr 1956 andere Aufgaben im Vordergrund standen. Die Aufgabe, aus dem nichts eine Armee in Stärke und nahezu 500.000 Mann aufzustellen, ist im Laufe der Jahre beeindruckend bewältigt worden. Diese Aufstellung innerhalb weniger Jahre war mit ständiger Unruhe verbunden, die sich aus immer neuen Umgliederungen ergab. Sie war unvermeidlich, weil die Bataillone, kaum dass sie aufgestellt waren, geteilt werden mussten, um das Heer rasch auf den

angestrebten Umfang anwachsen zu lassen. Unter diesen Umständen war es extrem schwierig, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit in den einzelnen Verbänden entstehen zu lassen. Ich, der ich diese Zeit von Anfang an als junger Offizier miterlebte, aber dabei wie die meisten meiner Kameraden, immer beklagt, dass wir es dabei versäumten, eine Identität dieser neuen Bataillone zu schaffen. Zu einer solchen Identität gehören immer auch Formen und Symbole. Das Negative dieser Anfänge – an den positiven Zügen, wie der Einsatzbereitschaft, dem Leistungswillen und Symbole, kam vor allen Dingen in dieser schmucklosen, bundeswehreinheitlichen Uniform zum Ausdruck, zu der niemand eine innere Bindung empfand.

„Sie haben kritische Anmerkungen zur Führerausbildung in der Bundeswehr gemacht und gesagt, sie leide unter einem – ich zitiere: „ungesunden Spannungsverhältnis zwischen Truppe und Stäben“. Worauf zielt diese Kritik konkret und was wünschen sie sich, wenn sie im Rahmen der Transformation der Bundeswehr mehr Qualität anmahnen?“

„Wenn ich von einem ungesunden Spannungsverhältnis gesprochen habe, dann habe ich damit gleichzeitig zum Ausdruck bringen wollen, dass es sehr wohl ein normales, ein gesundes Spannungsverhältnis zwischen Truppe und Stäben gibt. Durch die Entwicklung der Kriegführung entstand zwangsläufig ein wachsender Bedarf an Spezialisten. Dem sich daraus ergebenden Spannungsverhältnis zwischen Stäben und der Truppe muss – wo immer möglich – entgegengewirkt werden n. D. dies geschieht am besten durch das Bemühen um ein Vertrauensverhältnis.

Das haben wir Deutschen, darf man wohl sagen, im Wesentlichen immer angestrebt und auch bewältigt, indem die Spezialisten ihren Weg immer in der Truppe begonnen haben. Das heißt, sie wussten, wie es da unten aussieht. Ich bin der Meinung, dass wir diese Herausforderung in die heutige Zeit übersetzen müssen, die ja durch den Begriff der Transformation gekennzeichnet ist. Transformation bedeutet doch nichts anderes als die Anpassung an die veränderten Verhältnisse. Wer genau hinschaut, wird feststellen, dass die ganze deutsche Militärgeschichte eine permanente Transformation gewesen ist. Sie vollzog sich nie kontinuierlich, sondern immer in Sprüngen. Der Sprung, der wohl unserer heutigen Transformation am ähnlichsten ist, war der, den die deutschen Streitkräfte nach dem Ersten Weltkrieg aufgrund der Auflagen von Versailles in der Reduzierung der alten Armee auf ein 100.000-Mann-Heer gemacht haben.

Interessanterweise entspricht der Umfang des heutigen neuen deutschen Heeres mit fast genau 100.000-Mann in etwa dem der Reichswehr. Die berechtigte Kritik an der Reichswehr, genauer, an der Person ihres Schöpfers, des Generalobersten Hans von Seeckt, sollte uns nicht daran hindern, darauf zu achten, was man damals an Erfahrungen gesammelt und was sich als positiv erwiesen hat. Ich sehe als besonders positiv an, dass Seeckt das 100.000-Man-Heer zu einem Führerheer machte, was nichts mit dem späteren „Führer“ zu tun hatte, sondern die Absicht beschrieb, das Ausbildungsniveau des Heeres anspruchsvoll auf die militärischen Führer zu projizieren. Wenn ich das in unsere heutige Sprache übersetzen darf, dann entspricht dies dem Ziel der Bundeswehr, aus Quantität mehr Qualität zu schaffen.“

„Darf ich da noch einmal nachfragen: Seeckt hat in der Reichswehr einen wirklichen Qualitätssprung geschaffen: jeder Soldat sollte die Befähigung für einen Dienstposten haben, der zwei Ränge höher als der lag, den er tatsächlich bekleidete. Wenn Sie heute der Bundeswehr sagen, die Bundeswehr sollte die

Transformation dazu nutzen, mehr Qualität zu entwickeln oder ihre Qualität zu verbessern – was soll besser werden – konkret?“

„Zur militärischen Qualität gehört eben auch Traditionsbewusstsein. Deshalb ernannte Seeckt, als er die alte Armee demobilisieren musste, die Kompanien der Reichswehr zu Traditionsverbänden der alten, aufgelösten Regimenter. Dies gab nicht nur den ehemaligen Soldaten eine militärische Heimat. Es stärkte auch die Verbindung zur zivilen Gesellschaft. Sie zu fördern ist gerade heute angesichts der Auflösung vieler Standorte und abnehmender Präsenz der Bundeswehr in weiten Teilen unseres Landes ein besonders wichtiger Gesichtspunkt.

Herr Kießling, Sie sagten in einem Interview, Verstöße gegen das Führungsprinzip, gegen das Gebot der klaren Sprache und gegen den Gebrauch klarer Begriffe seien ursächlich für Probleme mit der Tradition. Und, so fügten Sie hinzu, auch die Innere Führung leide unter diesem Mangel. Woran denken Sie besonders, wenn die diese Beurteilung abgeben?“

„Meine Kritik zielt darauf, dass wir dabei sind, eines der wesentlichen Merkmale des Soldaten und der militärischen Führung einzubüßen, den Gebrauch einer klaren und knappen Sprache mit klaren Begriffen. Sie sind im Ernstfall ein lebenswichtiger Teil unserer militärischen Tradition, denn zur Lebenswirklichkeit des Soldaten gehört, dass er zumeist unter hohem Zeitdruck handeln und sich mitteilen muss – oft gegenüber Menschen, die er nicht einmal kennt, so wie jetzt unsere Soldaten in Afghanistan, wo die Bundeswehr auf das Zusammenwirken mit und auf die Unterstützung von Verbündeten angewiesen ist. Wo gekämpft wird, hat man aber keine Zeit, Begriffe zu erläutern.

„Vielen Dank, die Pflege von Traditionen ist an die Bewahrung und Beachtung von Formen gebunden. Eine formlose Tradition wäre keine. Nun steht die bundesdeutsche Gesellschaft festen Formen eher ablehnend gegenüber. Halten Sie Traditionspflege in der Bundeswehr dennoch oder gerade deshalb für zukunftsfruchtig, weil mit Traditionen Halt und Wir-Gefühl verbunden sind?“

„In der Traditionsdebatte spielt die Form eine besondere Rolle. Sie spiegelt den Wandel wider, den wir Deutschen durchlaufen haben. Wir sind von einstigen Anbetern der Form zu Verächtern der Form geworden. Das ging so weit, dass selbst ein Verteidigungsminister Abzeichen an der Uniform, die eine Auszeichnung sichtbar machen sollen, als abschätzig als Lametta bezeichnete. Positiv aber bleibt festzuhalten, dass nahezu alle Politiker, die das Amt des Verteidigungsministers übernahmen, während ihrer Amtszeit Verständnis für das Spezifische des Militärs entwickelt und versucht haben, ihm gerecht zu werden. Wenn wir das schwierige Verhältnis der Deutschen zu Tradition und militärischen Formen reflektieren, dann müssen wir uns an den Bruch des Jahres 1945 erinnern. Damals verboten die Siegermächte alles, was an militärische Formen erinnerte. Dies und mehr noch der Missbrauch des Militärs durch die Nazis wirken bis heute nach und versperren für viele ein unbefangenes Verhältnis zu militärischen Formen und zur Traditionspflege. Dafür, dass sich die Bundeswehr aus diesem Schatten der Vergangenheit allmählich lösen konnte, ist ihr Charakter als Parlamentswehr entscheidend. Im übrigen kommt dem Wachbataillon eine herausragende Rolle für die Pflege militärischer Zeremoniells zu. Hier sehe ich vor allem einen Erfolg darin, dass es den Kommandeuren des Wachbataillons gelungen ist, immer wieder eine Kontinuität zu

pflegen und da sehr wohl auch eine Traditionslinie zum 1. königlich preußischen Garde-Regiment zu Fuß wie zum Potsdamer preußischen Infanterieregiment 9 herzustellen.

„Darf ich zu diesem Aspekt noch eine Frage anknüpfen – zur Tradition gehört unverzichtbar die Form, die Form ist aber nur ein Teil der Tradition. Gelebte Tradition braucht ein Lebensgefühl, das sie unverwechselbar macht und das sie charakterisiert. Es hat die Tradition von der preußischen Armee geprägt und bis in die Wehrmacht fortgewirkt. Zu diesem Lebensgefühl und Einstellung gehörte beispielsweise, dass das im Casino gesprochene Wort absolut offen sein konnte, weil man sich mit jeder Kritik – zuletzt auch der des Führers – sicher sein konnte, dass keiner illoyal war und den Kameraden verpiff. Das ist, wie ich meine, ein Kriterium oder ein Beleg für Selbstverständnis und für gelebte Tradition. Wie wünschen Sie sich das Lebensgefühl und das Selbstverständnis im Rahmen der bundeswehreigenen spezifischen Tradition?“

„Das, was Sie eben gesagt haben, zeigt für mich in beispielhafter Weise das Problem des Zusammenhangs zwischen militärischen Gepflogenheiten, Traditionsbewusstsein und gesellschaftspolitischen Entwicklungen. Diese absolute Loyalität der Offiziere, also der Offizierkorps untereinander, hat den 20. Juli 1944, das Attentat auf Hitler, erst möglich gemacht. Dafür war das unbedingte Vertrauen unverzichtbar, das man sich damals entgegen bringen konnte. Heute wäre dieses Verhalten undenkbar, schon auf Grund der gesellschaftlichen Entwicklung. Dieses, was manche in meinem Alter – mit meinem Alter endet das – als Verlust beklagen, nämlich den Verlust dieses Gefühls der Zusammengehörigkeit, das mögen wir oder können wir bewundern; aber wir dürfen es nicht zurückerwarten. Das wäre sicher heute nicht mehr denkbar, auch aufgrund der gesellschaftspolitischen Entwicklung. Die Voraussetzungen dieses Lebensgefühls, dieses Wertekanons und dieses Verhaltens werden wir nicht mehr haben und die wollen wir auch nicht mehr haben. Um so größer ist die Herausforderung, wie man unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen gleichwohl ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln kann. Ich kann nur vorschlagen, durch bewusste Personalführung diesen Zusammenhalt zu festigen. Er ist dringend geboten, gerade angesichts der unvermeidbaren Reduzierung der alten Bundeswehr auf den jetzigen Umfang und diese sehr geringe Zahl von Bataillonen. Deswegen wird unvermeidbar die Spannung zwischen Truppe und Stäben größer. Wir dürfen nicht zulassen, dass Truppe und Stäbe sich auseinander entwickeln oder gar in ein ungesundes Spannungsverhältnis geraten. Ich glaube, dass man dies am ehesten verhindern kann, in dem man im Allgemeinen die Offiziere in den wachsenden Stäben all den Regimentern und Bataillonen zuordnet und sie auch – hier spielt für mich die Symbolkraft eine große Rolle – auch als solche kennzeichnet. Nur wenn sie sich als Angehöriger eines Bataillons empfinden, werden sie die Verbindung dahin suchen und die in der Truppe diensttuenden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften werden denjenigen Soldaten, der da in einem weit entfernten hohen Stab wirkt, aber als Angehöriger ihres Bataillons gekennzeichnet ist, das notwendige Vertrauen entgegenbringen.“

„Nun gehört zur Transformation der Bundeswehr und der veränderten Wirklichkeit auch die Tatsache, dass deutsche Soldaten in Auslandseinsätzen kämpfen und sterben. Gerade sind wieder drei Soldaten gefallen. Gefallen

muss man sagen, auch wenn das ein unerwünschter Sprachgebrauch ist, weil er nicht in den Wahlkampf passt.

Glauben Sie, dass die Rückkehr in die Kriegswirklichkeit die die Bundeswehr durchläuft, sich fördernd auf das Traditionsbedürfnis auswirkt?

„Diese Auslandseinsätze machen das Wesen der transformierten Bundeswehr aus. Durch die Eigenart dieser neuen Kriegshandlungen zeigt sich die Veränderung und dies kommt meinen Vorstellungen von Traditionsbewusstsein nahe: Heute geht es nicht um Divisionen, sondern es geht um die verstärkten Bataillone. Ich glaube, dass wir selber es versäumt haben, diesem Umstand genug Rechnung zu tragen. Das, was wir heute als Standard unseres Engagements in Auslandseinsätzen antreffen, ist das verstärkte Bataillon, das ist mehr als ein herkömmliches Bataillon. Das ist von seinen Anforderungen, im Wesentlichen eigentlich schon das, was wir bisher eine Brigade genannt haben. Hier kommt als Herausforderung an den Führer, sprich Kommandeur eines solchen Bataillons schon das zum Ausdruck, was wir die Führung eines Gefechts der verbundenen Waffen nennen. Ich würde mir wünschen, dass wir, was unsere britischen Verbündeten mit großem Erfolg pflegen, zurückkehren zu dem bewährten „*Regimental System*“, was wir früher einmal in einem schönen Soldatenlied zum Ausdruck brachten mit den Worten: „Mein Regiment – mein Heimatland“.“

Welche Preise und Auszeichnungen vergibt die Stiftung, die Sie gegründet haben und welche Projekte will sie vor allem unterstützen?“

„Neben der Absicht, die Pflege bundeswehreigener Tradition in das Bewusstsein nicht allein der Streitkräfte zu rücken, sind natürlich auch die begrenzten finanziellen Möglichkeiten der Stiftung zu berücksichtigen. Sie hat im Rahmen ihrer Möglichkeiten nicht zum Ziele, allein attraktive Geldpreise zu verleihen, sondern will auch durch die Förderung wissenschaftlicher Vorhaben verdeutlichen, auf welche beispielhafte Weise einzelne Persönlichkeiten, aber auch Truppenteile des Heeres im täglichen Dienst und im Einsatz sich um die Pflege unserer eigenen wachsenden Tradition verdient machen – im Sinne der nach meiner Ansicht weiter zu entwickelnden Traditionserlasse.“

„Vielen Dank, ich wünsche Ihrer Stiftung, der Bundeswehr und der Traditionspflege viel Erfolg.“